

Mohammed Al-Mahris Weihrauchbäume stehen in seinem Garten

EIN DUFT LIEGT IN DER LUFT

IM SÜDEN DES OMAN BEFINDET SICH DIE WIEGE DES WEIHRAUCHS. BIS HEUTE WIRD DAS HARZ IN HANDARBEIT GEERNTET

VON *Rike Uhlenkamp*

Diesen Beitrag können Sie auch hören: QR-Code scannen oder readersdigest.de/audio

FOTOS: © SASCHA MONTAG

GERADE BEVOR die Sonne hinter den Hügeln verschwindet, kommt Said Ali Al-Mahri in seinem Paradies an: Verteilt auf dem steinigen Plateau und auf den umliegenden Hängen wachsen Tausende uralte Bäume, krallen ihre Wurzeln in das Gestein und recken die dünnen, knorrigen Äste gen Himmel. Für die *Boswellia sacra,* die arabischen Weihrauchbäume, und ihr „weißes Gold" ist der 62-Jährige in die Berge gewandert.

Baumharz prägt das Leben der Menschen hier bis heute

Etwas Tageslicht bleibt noch. Im langärmligen Funktionsshirt und einem aus Tuch gebundenen Rock hockt er sich vor einen Stamm. Mit seinem scharfen Messer beginnt er, das getrocknete Harz abzulösen, das an mehreren Stellen aus der Baumhaut tritt. In einem geflochtenen Körbchen, das an seinen Arm baumelt, sammelt er seine Ausbeute.

Ein paar Bäume weiter kratzt Said Ali Al- Mahris Cousin an einer Rinde. Die beiden Männer tragen denselben Vornamen, denselben Nachnamen. Um sie zu unterscheiden, fügte man ihren Namen den des jeweils erstgeborenen Sohnes hinzu: Said Ali und Said Mohammed. In der Erntesaison zwischen April und Oktober erklimmen die beiden Männer alle zwei bis drei Wochen das Gebirge.

Der Weihrauch, den die Saids dabei ernten, gilt als der beste der Welt. Hier in Dhofar, der südlichsten Provinz des Oman, herrschen für die Bäume die perfekten klimatischen Bedingungen: Es ist karg und trocken. Gleichzeitig schenken der nahe Indische Ozean und der jährliche Monsun Luftfeuchtigkeit.

Um an das Olibanum, den Weihrauch, zu kommen, müssen die Saids mehrere Schnitte setzen: Das Harz, das nach den ersten beiden aus dem Baum fließt, ist minderwertig. Erst ab dem dritten Schnitt beginnt die eigentliche Ernte, die in den nächsten Wochen immer reiner wird. Über Tage bearbeiten die Männer dann Baum für Baum.

Manchmal begleiten Freunde oder eines ihrer Kinder sie. Fast immer sind Kamele dabei, die ihr Gepäck schleppen. Ihre Ausflüge sind auch eine Reise in die eigene Vergangenheit und die ihrer Heimat: In Dhofar wird das kostbare Baumharz schon seit Jahrtausenden geerntet, verarbeitet und exportiert und prägt das Leben der Menschen bis heute.

Traditionell teilt sich die omanische Gesellschaft in unterschiedliche Nomadenstämme auf: Beduinen, die der Wanderung der Fische nachreisen und vor allem Sardinen, Thunfisch, Makrelen, aber auch Meeresschnecken fangen, oder solche, die in der Wüste Kamele und Ziegen hüten. Und die Jaballi, „das Bergvolk": Halbnomaden, die







Im Wadi Dawkah stehen rund 5000, zum Teil sehr alte Weihrauchbäume (rechts oben). Erst mit dem dritten Schnitt in die Bäume beginnt die eigentliche Ernte (links unten). Viele Omaner räuchern Kleidung mit Weihrauch aus (rechts unten), um Ungeziefer loszuwerden

ebenfalls Ziegen sowie Dromedare halten und die Boswellia-Bäume abernten.

Wie auch Said Alis Onkel, der heute weit über 80-jährige Mohammed Al-Mahri. Für ihn ist die Wanderung in die Berge mittlerweile zu anstrengend. Stattdessen hat er in seinem Garten rund 20 Bäume gepflanzt, aus denen er regelmäßig das Harz gewinnt. „Sie erinnern mich an früher", berichtet er bei einem Besuch in seinem Zuhause.

Über Wochen, gar Monate, ernteten er und die anderen Al-Mahris früher den Weihrauch, brachten ihn an die Küste, um ihn dort gegen Reis und Datteln einzutauschen. In den Bergen gab es damals kein fließendes Wasser, weder Strom noch Straßen, kaum Schulen. „Es war ein hartes Leben, aber wir waren frei und glücklich", erinnert sich Mohammed Al-Mahri. Er hatte das Handwerk von seinen Eltern gelernt und es selbst an die kommende Generation weitergegeben.

Auch an Said Ali. Mit sechs Jahren durfte er das erste Mal mit zur Ernte. Er hütete die Tiere, schaute Mohammed und seinen eigenen Eltern beim Anschneiden der Bäume zu. Ein paar Jahre später zog er selbst los, mit der Familie oder Freunden. „Waren wir müde, motivierten wir uns, indem wir gemeinsam sangen", erzählt er.

Das Erdöl spülte großen Reichtum in die Staatskassen

In den 1970er-Jahren änderte sich Said Alis Leben, so wie das aller Omaner. 1970 übernahm der 30-jährige Qabus bin Said die Macht. Der neue Sultan nutzte den Reichtum, den das kurz zuvor entdeckte Erdöl in die Staatskassen gespült hatte. Er begann, das Land an der Ostflanke der Arabischen Halbinsel radikal zu modernisieren. Die meisten Nomaden des Landes wurden in dieser Zeit sesshaft.

Auch Said Ali verkaufte Ende der 1970er-Jahre seine Tiere, zog in ein Steinhaus am Rande der Kleinstadt Juffa. Er lernte in einem der landesweit angebotenen Alphabetisierungskurse Lesen und Schreiben und bekam einen Job im Wasserministerium. „Ich bin sehr dankbar für das komfortable Leben, das wir heute führen dürfen", sagt der siebenfache Vater. „Und dafür, dass alle meine Kinder zur Schule gehen und lernen können."

Doch das Öl ist endlich. Daher versuchte Sultan Qabus bis zu seinem Tod 2020, die omanische Wirtschaft breiter aufzustellen. Die Investitionen, heute von Qabus' Nachfolger Haitham bin Tarik geleitet, fließen zunehmend in die IT-Branche, in die Modernisierung der Fischerei, in erneuerbare Energien und in den Abbau von mineralischen Bodenschätzen.

Außerdem soll der Tourismus zu einem der wichtigsten Wirtschaftszweige des Landes werden. Das Sultanat konzentriert sich dabei auf seine Kultur und alten Traditionen, darunter die lange des Weihrauchs. Schon im Altertum wurde er aus Dhofar exportiert. Auf einer der wichtigsten Handelsrouten der Welt, der Weihrauchstraße, schleppten Kamelkarawanen die Ware von dort aus wochenlang durch die Wüste nach Mekka, Gaza, Jerusalem und Alexandria.

Damals war Weihrauch so wertvoll und begehrt wie Gold. Pharao Tutanchamun ließ sich mit Weihrauch bestatten. Über das Mittelmeer brachten Schiffe das Harz zum römischen Kaiser, der die „Tränen der Götter" ebenso ehrte wie bis heute viele Gläubige: Im Neuen Testament bringen es die Heiligen Drei Könige als auserwählte Gabe dem Jesuskind, sein Rauch beim Verbrennen galt als Zeichen für das nach oben steigende Gebet.

In der Saison brummt auf dem Markt das Geschäft

Zwar exportiert das Sultanat bis heute Weihrauch, aber in viel geringeren Mengen. Der weltweit größte Teil kommt mittlerweile aus Somalia. Er gilt jedoch als weitaus weniger wertig. Für ein Kilogramm omanischen Weihrauch bekommen die Verkäuferinnen und Verkäufer auf dem Weihrauch-Suk in der Küstenstadt Salalah rund 120 Euro.

„Aber nur für den besten, der grünlich-weiß schimmert", erklärt Mohamed Abkar. Er sitzt in seinem Kaftan im Eingang eines kleinen Geschäfts. Der 33-Jährige kommt aus dem benachbarten Jemen. Lange hat er in Saudi-Arabien als Tagelöhner und Klempner gearbeitet, danach in seiner Heimat in der Cafeteria einer Schule. „Das Einkommen reichte gerade für das Nötigste", klagt Abkar. Schließlich beschloss er, seine Frau und Tochter zurückzulassen und im Oman nach einem besseren Job zu suchen. „Drei Monate fand ich keine Anstellung, dann kam ich auf den Markt", sagt er und lächelt. „Allah hat für uns alle eine Berufung. Bei mir ist es der Weihrauch."

Das kleine Marktgeschäft, in dem er arbeitet, gehört einem Omaner. Irgendwann möchte Abkar am liebsten einen eigenen Laden aufmachen und seine Familie aus dem Yemen in den Oman holen. Vor allem zum Khareef, der dreimonatigen Monsunzeit, brummt das Geschäft. Heerscharen arabischer Besucher aus den anderen Golfstaaten flüchten dann vor den mitunter 50 Grad in ihrer Heimat in das kühlere Dhofar.

Im Oman gehört der Weihrauch zum Alltag: Die Menschen räuchern damit ihre Wohnungen und die Kleidung aus.

VOM HARZ ZUM RAUCH

Für die Weihrauchernte werden die Bäume mehrfach angeschnitten. Aus den Schnitten tropft eine zähklebrige Masse, das Naturharz. Dieses wird an der Luft getrocknet. Jeder Baum liefert im Lauf der Ernte, die im März/April beginnt und im Oktober endet, zwischen drei und zehn Kilogramm Naturharz. Dieses wird meist zu Granulat vermahlen feilgeboten. Beim Entzünden der Weihrauchkörner, die oft mit Räucherwerk aus Myrrhe, Zistrose, Lorbeer oder anderem vermischt werden, entwickelt sich ein stark aromatisch duftender Rauch. Einsatz findet dieser unter anderem in rituellen, religiösen Handlungen, beispielsweise der katholischen Kirche. RD







Mohamed Abkar kommt aus dem Jemen und arbeitet als Verkäufer auf dem Weihrauchmarkt im omanischen Salalah (links). Das Geschäft gehört einem Einheimischen. Die Ausflüge zu ihren Bäumen im Weihrauchtal sind für die Besitzer immer auch eine Reise in die Vergangenheit (unten)

Er riecht gut, soll Unheil und böse Geister vertreiben, Insekten verscheuchen und Bakterien abtöten. Omaner lösen Weihrauchklümpchen in ihrem Trinkwasser auf – gegen Husten, Asthma und zur besseren Konzentration. Oder kauen sie zur Zahnreinigung. Und manchmal landet er auch auf den Tellern.

Selbst in der Küche findet der Weihrauch Verwendung

Koch Ibrahim Salem hat eine Hommage an den Weihrauch geschaffen: Im *Ressort Alilu Hinu Bay,* rund 80 Kilometer nördlich von Salalah, kreierte der Küchenchef ein ganzes Menü anhand der historischen Handelsroute. Es gibt Meze aus der arabischen Küche, indische Gewürze und Gnocchi aus Bananen mit cremiger Kokossauce. Sein zukünftiges Ziel: Weihrauch in jeden Gang zu integrieren. „Bisher klappt das ganz gut in den Cocktails oder in unserem Weihrauch-Eis, doch sobald man ihn erhitzt, schmeckt er bitter", gewährt Salem Einblicke in seine Experimentierküche.

Statt Fine-Dining gibt es bei den Saids in den Bergen gegrilltes Ziegenfleisch. Die Teile des Tieres, das erst kurz vor der Wanderung geschlachtet wurde, brutzeln auf Steinen, welche die Männer in der Umgebung ihres Lagers gesammelt und über Feuer erhitzt haben. Auf dem mitgebrachten Gaskocher gart der Reis.

Nur vom Mond und dem Lagerfeuer beleuchtet, hocken sie später auf ihrer Picknickdecke, trinken Tee, bevor sie unter freiem Himmel einschlafen. Zwischen drei und zehn Kilogramm Weihrauch ernten die Saids pro Baum in einer Saison. Rund 5000 Euro verdient jeder von ihnen damit. Said Ali freut sich über das zusätzliche Taschengeld neben seiner stattlichen Rente und über das Harz, welches er selbst nutzen oder verschenken kann.

Das allein treibt ihn aber nicht immer wieder in die Berge: „Wenn ich bei den Bäumen bin, fühle ich mich zu Hause", sinniert er. „Hier schlafe ich besser als in jedem Palast."

Jeder Wandel in der menschlichen Natur ist ein Wandel zum Wachstum hin; ohne Wachstum ist das Leben nicht lebenswert.

ERNEST DICHTER, ÖSTERR. AUTOR (1907–1991)

Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Schutzmauern, die anderen Windmühlen.

AUS CHINA

Als wär's der erste Sonnenaufgang der Welt: Morgenstimmung im Făgăraș-Gebirge

BEDROHTES PARADIES

ZWEI DRITTEL VON EUROPAS URWÄLDERN LIEGEN IN DEN RUMÄNISCHEN KARPATEN. AUF EINER WANDERUNG OFFENBART SICH DIE SCHÖNHEIT DIESER REGION

VON *Diana Laarz*



FOTOS: © SASCHA MONTAG



Barbara und Christoph Promberger engagieren sich für die Natur in den Karpaten

DIE KARPATENBÄREN BLEIBEN FÜR UNS UNSICHTBAR

Um es gleich vorwegzunehmen: Wir haben in den Karpaten keine Bären gesehen. Dabei kam es mir manchmal so vor, als würden sie hinter der nächsten Hügelkuppe auf mich warten. Wir sahen ihre frischen Spuren im feuchten Boden, wir fanden ihre Kothaufen im tiefen Gras. Aber die Tiere selbst blieben unsichtbar.

Einmal drehte sich Nico Cosdan augenzwinkernd zu mir um. „Wir sehen die Tiere nicht. Aber sie sehen uns." Bären, Luchse und Wölfe nehmen Menschen viel früher wahr als wir sie. Sie beobachten diejenigen, die eigentlich sie beobachten wollten. Ein mulmiges Gefühl: Irgendwo dort hinten in den Wacholderbüschen lauern die Bären und wundern sich über die bunten Zweibeiner in ihrer Wildnis.

Cosdan ist einer der beiden Guides bei dieser Wanderung durch die Karpaten. Als Junge umarmte er mal einen jungen wilden Bären – er wusste nicht, was er tat, und würde es nie wieder tun. Später zog er ein Rehkitz und einen Frischling mit der Flasche auf.

Der zweite Mann heißt Radu Micu. Er arbeitete 13 Jahre lang auf einem Kreuzfahrtschiff. Micu hat die Welt gesehen, zumindest Hawaii, Kuba, Panama und den Ozean drumherum. Dann entschloss er sich, mit seiner Familie in die Heimat zurückzukehren. Weil es dort am schönsten ist.

Diese beiden Männer sind zuverlässige Wegweiser. Sie kennen Pfade über die rumänischen Berge, die sonst nur die Wildtiere und die Hirten mit ihren Schafen kennen. Und sie kochen die karpatenweit beste „Mountain-Pasta" aus allem, was sie in ihren Rucksäcken über die Berge schleppen.

In einem großen Bogen ziehen sich die Karpaten durch Europa – von Österreich bis in den Osten Serbiens. Wir sind in Rumänien unterwegs. Zunächst sieht die Landschaft so aus wie das Hügelland der Hobbits aus *Der Herr der Ringe*. Es ist ein Land der endlosen Wiesen und Wälder. Manche nennen es Transsilvanien und denken an Graf Dracula oder blutrünstige Legenden. Andere nennen es Siebenbürgen und denken an deutsche Siedler, die im 12. und 13. Jahrhundert in dieser Gegend eine neue Heimat fanden.

Es ist auf jeden Fall ein großer Flecken Wildnis. Rumänien ist ein Land der Extreme. Wenn es um wirtschaftliche Statistiken geht, liegt das Land EU-weit oft an letzter Stelle. Wann immer aber Natur und Umweltsuperlative abgefragt werden, führt Rumänien die Ranglisten an. Die höchste Biodiversität, die höchste Population großer europäischer Raubtiere. Das größte Waldgebiet Europas überzieht die Karpaten. Zwei Drittel der verbliebenen Urwälder des Kontinents liegen in Rumänien.

Wir kehren an einem Abend in einem Gästehaus im Dorf Șinca Nouă ein. Es ist ein großes Gebäude mit holzverkleideten Giebeln. Drumherum stehen Pferde auf Weiden und in Unterständen. Das Gehöft ist Gästehaus und Reitstall und auch ein bisschen Bauernhof – mit Schweinen, Kürbissen und Brombeeren. Eine Mitarbeiterin erzählt, sie habe nur ein paar Wochen zuvor eines Morgens einen Fuchs schlafend im Hühnerstall vorgefunden – und alle Tiere waren noch wohlauf. Eine wahre Geschichte. Sie hat ein Foto davon gemacht. So ein friedlicher Ort ist der Reiterhof in Șinca Nouă.

Im rechten Flügel des Hauses wohnen Barbara und Christoph Promberger. Ihnen gehört der Hof. Und von ihnen stammt auch die Idee zu einem neuen Wanderweg. Die Prombergers kamen Mitte der 1990er-Jahre als Wolfsforscher in die Karpaten. Sie untersuchten das Verhalten der Rudel – und als sie damit fertig waren, blieben sie in Rumänien.

Im Jahr 2009 gründete das Paar die Stiftung Conservation Carpathia. Mit Spendengeldern kauft die Stiftung Wälder auf, um sie vor illegalem Holzeinschlag und Wilderei zu schützen.

Bislang stehen rund 25 000 Hektar unter Schutz. Irgendwann einmal sollen es mehr als 250 000 Hektar sein – vom Tal des Olt-Flusses im Westen bis zur Gebirgskette Piatra Craiului im Osten.

In Europa gibt es mehr als 300 Nationalparks, aber weltweit berühmt ist keiner davon. Das möchten die Prombergers ändern. Ihr Schutzgebiet soll einmal Europas größter Nationalpark werden, in Ansehen und Schönheit vergleichbar mit dem Yellowstone-Park in den USA oder dem Kruger-Nationalpark in Südafrika. Es ist ein ehrgeiziges Projekt, eines der ambitioniertesten europäischen Naturschutzprojekte.

Lange spielte Tourismus bei den Planungen der Stiftung keine große Rolle. Das ändert sich nun mehr und mehr. „Wir nehmen hochproduktive Wälder aus der Nutzung“, sagt Barbara Promberger. Soll heißen: Die Bewohner der Karpaten können und sollen das Holz ihrer Wälder nicht mehr schlagen, kein Geld mehr damit verdienen. Sie brauchen also eine alternative Erwerbsquelle. „Der Tourismus ist nicht die einzige, aber eine logische Alternative“, findet die Stiftungsgründerin.

Die Prombergers planen einen sanften Tourismus, vor allem am Rand des Schutzgebiets, mit ausschließlich geführten Touren. Der neu geplante Wanderweg verbindet Seminarhäuser der Stiftung, Wildbeobachtungshütten und Gasthäuser auf etwa 120 Kilometer Länge, verteilt auf sieben Etappen.

Die Wildnis ist in den Karpaten nie weit entfernt. Ein paar Stunden sind wir bergauf gewandert, umgeben von Ebereschen, Bergulmen, Ahorn und Eiben. Bäume, die in diesen Bergen seit Jahrtausenden ungestört wachsen. Da taucht auf einer Hochgebirgswiese ein hölzerner Bau auf. Unscheinbar schmiegt sich die Wildbeobachtungshütte Comisu an den Hang. Drinnen fühlen wir uns dennoch wie in einem Aussichtturm. Durch das Panoramafenster blicken wir weit ins menschenleere Land hinaus.

Radu Micu zündet ein Feuer im Ofen an, bereitet die Pasta zu. Wir sitzen still auf Hockern, starren durch die Scheiben auf die Landschaft, die langsam von bunt zu grau zu schwarz wird.

Später lesen wir im Tagebuch der Hütte von zahlreichen Beobachtungen:

„20. Mai, zwei Wildschweine genießen den letzten Tagesschimmer.“

„22. Mai, ein junger männlicher Bär wanderte genau vor die Hütte, stand auf seinen Hinterbeinen und verschwand wieder im Wald.“

Noch ein Bär, ein wenig Rotwild, wieder ein Bär.

Wir sehen zwei Eichelhäher – und sonst nichts. Dennoch blicken wir immer noch nach draußen, als die Nudeln längst aufgegessen sind. Kerzenschein taucht das Innere der Hütte in warmes Licht. Es fühlt sich nun immer mehr so an, als beobachteten wir nicht nur die Natur, sondern würden ein Teil von ihr.

Am Morgen sehen wir das erste Tier. Eine Maus zappelt in der Lebendfalle, wir entlassen sie nach draußen. Dort ist die Welt über Nacht eingefroren. Das









Pferdefuhrwerke sind das Verkehrsmittel der Wahl in Siebenbürgen (oben links). Oft findet man nur die Spuren der Karpatenbären (oben rechts). In den Hügeln der Region gibt es noch traditionelle Schäfer (unten links), während man sich im Dorf Cobor auf das Gulaschfest vorbereitet (unten rechts)

Gras auf den Wiesen liegt stockstarr am Boden, der Frost hat es niedergedrückt. Die Berggipfel an unserer Route verstecken sich in dicken, schweren Wolken.

Radu Micu schaut skeptisch in diese Richtung. Es ist windig, beim Aufstieg wird der Sturm noch zulegen. Wir entscheiden uns dennoch zum Weitergehen. Schon bald schleudert uns der Sturm Eiskristalle ins Gesicht. Wir sinken in Schneewehen, das Trinkwasser gefriert in den Flaschen.

Die Karpaten haben zwei Gesichter. Eines mit sanften Hügeln, dichten Wäldern und Dörfern, die Vergangenheit atmen. Das andere Gesicht zeigt hochalpine An- und Abstiege, raue und abweisende Steilhänge.

Nico Cosdan breitet die Arme aus und brüllt gegen den Wind an: „Weit und breit gibt es hier keine Menschen außer uns.“ Cosdan ist schon vor einiger Zeit aus seiner Stadtwohnung ausgezogen und hat sich einen Obstgarten und einen Bauwagen gekauft. Nach Jahren der Sinnsuche in Büros und Discotheken weiß er endlich, was er möchte: näher ran an die Natur. Pilze züchten

und Beeren ernten. Vielleicht ist das auch etwas, was die Karpaten mit den Menschen machen. Sie behalten die Ehrfurcht vor der Natur. Oder entdecken sie wieder.

Als wir an einem anderen Tag aus der Höhe absteigen, verwandelt sich die Landschaft. Zunächst verschwinden die Wolken, dann der Schnee. Und dann ist es plötzlich ein strahlend schöner Spätsommertag. Nur die unwirklich wirkenden weißen Gipfel in der Ferne erinnern daran, wo wir herkamen.

Während wir über Wiesen wandern, erzählen Radu Micu und Nico Cosdan von den Tieren und Pflanzen der Karpaten, von Braunbären, Wölfen, Gämsen, Wildschweinen, Luchsen. Bisons werden gerade wieder angesiedelt. Hier haben die kleinen, aber vor allem die großen Tiere Europas noch genug Platz zum Leben.

Das sind die Minuten, in denen ich damit rechne, hinter der nächsten Kurve eine Bärenmutter zu treffen oder einen streunenden Wolf. Ich habe keine Angst mehr, ich fühle mich immer weniger als Besucherin. Stattdessen passieren wir eine verlassene Schäferhütte mit verwildertem Garten. Die Saison der Hirten ist schon vorüber.

Als wir von einer Anhöhe in ein weiteres Tal schauen, sehen wir Spuren der Verwüstung am Hang. Von Weitem sieht es aus, als habe jemand ein riesiges Stück aus einem grünen Teppich geschnitten. Eine illegale Baumrodung, der Hang ist braun statt grün.

Die rumänische Wildnis ist bedroht. In den vergangenen Jahrzehnten wurden die Wälder massiv abgeholzt. Es verschwinden jährlich illegal etwa 20 Millionen Kubikmeter Holz. Das ist mehr, als legal geschlagen wird. Der Kahlschlag frisst sich immer tiefer in den Urwald. Vor allem deshalb haben Christoph und Barbara Promberger die Stiftung gegründet. Und auch während der Wanderung soll es darum gehen, zu erfahren, was bedroht ist und was unbedingt erhalten werden muss.

Mehr als zehn Jahre alt ist der Kahlschlag, den wir sehen. Radu Micu berichtet, über viele Monate seien jeden Tag 50 Lastwagen aus dem Wald gefahren, voll beladen mit Baumstämmen. Warum hat niemand etwas dagegen unternommen? Micu zuckt mit den Schultern. „Mafia. Es ist sehr einfach, dafür zu sorgen, dass bestimmte Stellen wegschauen. Man bezahlt sie."

Auch dieser verwundete Teil der Karpaten gehört nun der Stiftung Conservation Carpathia. Sie hat 142 Hektar gerodetes Land wieder aufgeforstet. Zunächst werden die tiefen Furchen, die die Fahrzeuge in den Boden gerissen haben, aufgefüllt und befestigt, damit neue Pflanzen Halt finden können. Dann setzen Saisonarbeiter Ulmen, Bergahorn, Ebereschen und Eiben. Es sind schmale, schwindsüchtige Setzlinge, die Jahrzehnte um ihr Überleben kämpfen werden.

Barbara Promberger hat bei unserem Besuch auf dem Pferdehof gesagt, dass es für Rumänien noch nicht zu spät sei. Noch sei genügend unberührter Urwald vorhanden. Andere Länder in Europa hätten ihre Wildnis vor langer Zeit verloren. Rumänien könne sich noch entscheiden, ob es wild bleiben möchte. „Das Land kann die grüne Lunge Europas sein. Es ist ein grüner Schatz." Fast alle Menschen, die wir auf dieser Wanderung treffen, sprechen von der Natur der Karpaten wie von einer Rarität, einer Kostbarkeit, die bislang nur von wenigen entdeckt wurde.

Die Stiftungsgründerin Promberger berichtete von uralten Buchen in dem Dorf Nucşoara und verglich sie mit „Juwelen". Ein Koch blickte in Richtung der Hügel Siebenbürgens und sagte versonnen: „Sie leuchten golden." Und der Wanderguide Nico Cosdan sah in jedem durchsichtig scheinendem Pilz am Wegrand ein „Schmuckstück". In all diesen Worten funkelte und glitzerte die Freude über die Überfülle der Karpatennatur.

Am letzten Tag unserer Wanderung gehen wir durch ein Tal. Die Oberschenkel schmerzen von den Aufstiegen, noch mehr allerdings von den Abstiegen. Der Bach neben uns läuft viel schneller als wir. Felsen versperren den Blick in den Himmel.

Nico Cosdan sagt: „Wusstet ihr, dass Eichhörnchen in Astgabeln Pilze zum Trocknen ablegen? Clevere Kerlchen." Nun blicken wir genauer hin. Es müssen nicht immer Bären sein. Vielleicht sehen wir etwas anderes. Ein Eichhörnchen und seinen Schatz. Diese Entdeckung fühlt sich kostbar an.



Wenn die Gesellschaft so fortfährt, wird in 2000 Jahren nichts mehr sein, kein Grashalm, kein Baum; sie wird die Natur aufgefressen haben.

GUSTAVE FLAUBERT, FRANZ. SCHRIFTSTELLER (1821–1880)

Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.

WILHELM DILTHEY, DT. PHILOSOPH (1833–1911)